

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 108.

Postzeitungsliste Nr. 8167.

Samstag, den 10. Mai 1902.

Telegr.-Adresse: „Generalanzeiger“. XVII. Jahrgang.



„Nun noch etwas heiteres, meine Herren!“ so leitete in der letzten Sitzung des städtischen Armenpflegschaftsrathes zu Nürnberg Herr Rath Deerdogen den letzten Abschnitt seines Vortrages ein, und mit freudigen „Choi“-Rufen rings im Saal wurde von den übrigen Herren diese Ankündigung begrüßt. Etwas Heiteres ist freilich eine Seltenheit in den Sitzungen der Armenpflege, wo immer nur Noth und Elend, Jammer und Kummer die Sprache ist. „Es liegt ein Brief vor“, so fuhr Herr Rath Deerdogen fort, „folgenden Inhalts: Nürnberg, 10. April 1902. Herrn 1. Bürgermeister Dr. v. Schuh! Ich erlaube mir, mit einer Bitte zu belästigen. Ich und mein College haben nämlich den Entschluß gefaßt, eine Reise um die Erde zu Fuß anzutreten (Choi-Rufe), wozu wir von Ihnen, Herr Bürgermeister, einen Schein erbitten möchten, damit wir in anderen Städten Unterstufungen erlangen könnten. Auch möchten wir, wenn möglich, von Ihnen oder der Stadt Nürnberg um eine kleine Unterstufung zu unserer Ausrüstung gebeten haben. Wir wollten ein genaues Tagebuch führen und Ihnen als Anerkennung Ihrer und geleisteten Dienste unsere Ergebnisse zukommen lassen. (Heiterkeit). Ihrem gütigen Wohlwollen und gefälliger Rückantwort entgegengehend, zeichnet geachtet Josef Welschschmidt, vordere Beschäftigungsgasse 12/3. Bitte um baldige Rückantwort, da wir nächste Woche reisen wollten. (Heiterkeit). Könnten uns evtl. auch vorstellen. D. O. Es sind Erhebungen angestellt worden“, so fuhr der Herr Rath fort, „und diese haben ergeben, daß der Gesuchsteller ein 19jähriger Heizerlehre ist. Sein Reisekollege ist ein 19jähriger Buchdrucker. Auf diesen Brief hat nun der Magistrat folgende Verfügung erlassen: 1. Der gewünschte Schein kann nicht ausgestellt werden. 2. An die Armenpflege mit der Anfrage, ob den Antragstellern etwa ein Reisegeld ausbezahlt werden will. Stadtmagistrat v. Schuh. Antwort der Armenpflege“, so schloß der Herr Rath: „In einer Reise um die Welt giebt's bei der Armenpflege kein Geld. Große Heiterkeit brach hier los, aus der die Worte des Herrn Rechtsanwalts Fleischmann, der in der Sitzung den Vorsitz führte, heraustraten: „Wir sind ja gewiß recht stolz darauf, daß wir so muthige Mitbürger haben, aber die Armenpflege hat damit nichts zu thun!“

Ein eigenartige Kriegerverwundung, die erst nach 36 Jahren wieder zum Ausbruch gekommen ist, hat ein in Scheidebach (Königreich Sachsen) wohnender Veteran von 1866 erlitten. Am 3. Juli in der Schlacht bei Königgrätz wurde, wie die „Dr. N.“ berichtet, der damalige Gefreite Karl Richard Franke des 1. Bataillons 3. Kompanie vom sächsischen Regiment Prinz Friedrich August durch einen Schuß in den linken Oberarm verwundet, gefangen genommen und nach längerer Zeit aus der Gefangenschaft geheilt wieder entlassen. Seit dieser Zeit hat Franke nicht die geringsten Schmerzen verspürt und ist seinem Berufe vollständig nachgegangen. Ende September vorigen Jahres traten nun plötzlich heftige Schmerzen in dem Arm ein. Der Arm schwellte bedeutend an, die verwundete Stelle wurde roth und fing an zu eitern. Nachdem von einigen Ärzten mehrere Operationen, jedoch ohne Erfolg, vorgenommen worden waren, kam man zu dem Entschluß, den Arm mittelst Röntgenstrahlen dahin zu untersuchen, ob nicht etwa eine Faser von einem Kleidungsstück oder ein sonstiger Fremdkörper bei der Verwundung von 1866 in der Wunde zurückgeblieben sei. Anfangs März dieses Jahres wurde die Untersuchung mit Röntgenstrahlen vorgenommen und festgestellt, daß sich ein nicht durchsichtiger Gegenstand im Arme direkt auf dem Knochen befand. Nun wurde die Hauptoperation vorgenommen und zu allererst größtem Erschrecken ein Knochen splitter von 5 Zentimeter Länge, 2 1/2—3 Zentimeter Breite und ungefähr 3 Millimeter Stärke sowie ein kleinerer, etwa fingernagelgroßer Splitter aus dem Arm herausgeholt. Die Wunde ist gegenwärtig gut verheilt; jedoch wird Franke infolge der Steifheit des Armes erwerbsunfähig bleiben.

Zum Leipziger Bankrott. Das „Leipz. Tagebl.“ berichtet: Der Kampf gegen die vormaligen Direktoren und den Aufsichtsrath der Leipziger Bank wird Mitte Juni vor dem Leipziger Schwurgericht zur Aburtheilung kommen und voraussichtlich 2 bis 3 Wochen währen. Auf Grund des Beschlusses der Strafkammer 1 des Landgerichts ist das Hauptverfahren eröffnet worden gegen Gruner und Dr. Gentz wegen betrügerischen Bankrotts, Vergehens nach § 314 des Handelsgesetzbuches, Betrugs und Untreue, gegen die Mitglieder des Aufsichtsrathes wegen Vergehens gegen § 314 des Handelsgesetzbuches, und dessen Vorsitzenden Dodel außerdem noch wegen Untreue.

Ein fainaler Apothekerhändler. Aus Memel wird berichtet: In die Apotheke der nicht weit von der Grenze gelegenen Stadt L., so schreibt das „M. D.“, trat unlängst ein Jüngling ein und verlangte eine gehörige Dosis des stärksten Narkotikums. Das schene und sonderbare Wesen des Käufers fiel dem Apotheker auf, und nichts Gutes ahnend und um eventuell ein Unglück zu verhüten, kam er auf den verständigen Gedanken, statt des gewünschten Giftes ein unschädliches, weiches Pulverchen zu verabfolgen, dessen Wirkung sich in ähnlicher, jedoch ganz anderer Weise zeigen sollte. Wie der heilende Apotheker es geahnt, so geschah es wirklich. Mit dem erlangten weichen Pulverchen ging der blasse Jüngling nicht zu den Ratten, sondern zu seiner Herzgeliebten. Beide hatten endgiltig beschlossen, der Erde Valet zu sagen und so alle Hindernisse ihrer gemeinsamen Vereinigung wegzuräumen. Am in ihrem Vorhaben auch nicht wankend zu werden, wurde sogar der Schlüssel von dem Zimmer, das sie sich zu ihrem letzten Stübchen erwählt hatten, zum Fenster hinausgeworfen. Dann theilten sich Beide eifrig in das Mittel, das sie von des „Daseins Unerwartung“ erlösen sollte. Während sie so in seliger Umarmung Abschied nahmen, begann auch schon das Mittel zu wirken. Eine furchtbare Uebelkeit stellte sich bei dem Weibchen ein, und sie glaubten bald ihre Seelen von der irdischen Hülle befreit zu sehen. Aber nicht aufwärts schwebte der Geist; es schien vielmehr, als wollte er sich rückwärts einen Weg bahnen und

sich so einen ungewöhnlichen Abgang und den Liebenden Befreiung und Erleichterung zu verschaffen. Den beiden Lebensmüden wurde endlich klar, daß der Apotheker sie auf gründliche Weise abgeführt hatte. Da es mit dem Sterben nichts war, beschloßen sie, noch ganz bleich von allem Erlebten, es noch einmal mit dem Leben zu probiren. An dem Apotheker gehen jedoch seitdem Beide mit einem großen Vogen vorüber.

Hundetreue. In einem Feuilleton der „B. N. N.“ lesen wir folgendes Beispiel rührender Hundetreue aus dem Jahre 1825: Ein Schiffskapitän brachte eine Dogge mit nach Stockholm. In Stockholm starb der Herr plötzlich und sein Hund folgte traurig dem Sarge, den die Matrosen trugen, auf den Friedhof zu St. Marien. Als hier nach der Körper des Kapitäns verabschiedet und darnach die Grube geschlossen war, legte der Hund sich darauf, es war Niemand imstande, das treue Vieh von dem Hügel hinwegzulockten. Eine in der Nähe wohnende Dame brachte ihm, gerührt von dieser einzig dastehenden Anhänglichkeit, täglich Nahrung und überdies im Winter eine Decke. So blieb dieses herrliche Thier, treu in seinem Schmerze, jahrelang, Sommer und Winter, Tag und Nacht, bei der Grube, die Augen auf den Haufen Erde gerichtet, unter welchem Er ruhte, der Herr, den weder Zeit noch Entfernung aus seinem Gedächtniß tilgen konnte. Und das Wetter mochte toben, wie es wollte — er blieb auf seinem Posten. Eines Tages, als seine Wohlthäterin krank war, hatten ihm Bettler das genommen, was sie ihm geschenkt; er legte sich matt nieder und schlief ein. Den anderen Morgen ging es auf gleiche Weise; das schon ermattete Thier hatte sich zwar aufgerichtet, legte sich aber wieder traurig zurück und starb. Zum Andenken an diese fast allen Glauben übersteigende Treue wird das Skelett jenes Hundes auf besagtem Friedhofe aufbewahrt.

Enthüllungen über die Behandlung französischer Sträflinge macht ein Augenzeuge John N. Raphael in der Londoner „Daily Mail“. Es handelt sich dabei um die Sträflinge, die nach St. Martin de Re und weiter nach französisch Guyana transportirt werden. Mit einer Flut von Schimpfwörtern, so erzählt der englische Korrespondent, drängen die Genarmen die Sträflinge in den in Fesseln wartenden Zug. Jeder Mann kommt in eine schmale hölzerne Zelle im Zug und wird gefesselt, und zwar so, daß er mit den Händen an zwei Wächter zu beiden Seiten und mit den Füßen an den Boden des Wagens gefesselt ist. Wenn die Sträflinge nach 24stündiger Fahrt in den eisigen Zellen in La Rochelle angekommen, sind sie steif und kalt und müssen zu dem ihrer horrenlichen Wagen getragen werden. Zwei Stunden später, nach einer kurzen Fahrt zur Landungsstelle und einer kurzen Seefahrt nach St. Martin de Re, fristen sie ein kaum noch menschenwürdiges Dasein. Hier müssen sie auf das Transportschiff St. Nazaire warten, das sie in die Strafkolonie bringt. Die Thore schließen sich hinter den Sträflingen, die Genarmen verlassen sie, und einer der vier Gefängniswärter in Uniform ruft „Ausziehen“. Dann müssen sie sich so gut es geht, die Kleider herunterreißen und stehen nackt und friehend im Gefängnißhof. „Den Mund öffnen“, heißt es weiter, und nun beginnt eine genaue Untersuchung, damit niemand Geld oder Tabak ins Gefängniß bringt. „Zum Bade“, ruft der Inspektor. Das Bassin enthält etwa sechs Fuß tiefes, schmutziges Wasser, die Sträflinge gießen es mit der hohlen Hand über den Körper, Handtücher und Seife sind nicht gestattet, und nach diesem „Bade“, das das einzige in St. Martin de Re ist, wo manche Sträflinge über ein Jahr bleiben, erhält jeder die nöthigsten Kleidungsstücke. Diese werden nicht gewechselt, bis sie nach französisch Guyana weiter transportirt werden. Inzwischen werden sie mit Berggipfen und Kleben von Papierstücken beschäftigt. Die Wächter auf St. Martin de Re sind furchtbar. Jeder Sträfling wird auf ein Feldbett gefesselt, ein Brett, das sich fünf Zoll über dem Steinboden der Zelle befindet und mit einer vom Ungeziefer zerfressenen Decke bedeckt ist, die keinen Schutz gegen die Kälte gewährt. Wenn sie sich beklagen, wird auch die Decke fortgenommen. Das Transportschiff liegt bereit. Zwischen einer doppelten Reihe von Soldaten wird der Trupp der Sträflinge an Bord u. in den Schiffsräum geführt. Jeder Sträfling wird wieder gefesselt und eine Schildwache mit aufgeschlangtem Bajonett bewacht zwei oder drei. Am Fuß der der Kajütsklappe zum Eingang in den Schiffsräum ist Tag und Nacht ein Schildwache mit Revolver — Garde-chiourme genannt — stationiert. Der Verlauf der Reise hängt ganz von den Wächtern ab. Diese sind gewöhnlich Korken und äußerst brutal. Sie erlauben ihren Gefangenen nicht zu sprechen, oder sich zu bewegen. Trotz der erstickenden Hitze erhalten die Sträflinge nicht genügend Wasser, ungenügende Nahrung und werden noch von ihren Fesseln, die Tag und Nacht nicht gelockert werden, wund gerieben und dem Wahnsinn nahe gebracht. Die Behandlung ist in den Strafkolonien Cayenne, Teufelsinsel, St. Josephinsel und Königininsel überall gleich, und die „Garde-chiourmes“ herrschen allmächtig. In der Kolonie sind die Sträflinge am Tage ungefesselt. Ihre Zellen sind klein, sehr schwül und unbefriedigend schmutzig. Spinnweben, Skorpionen, Ameisen und anderes Ungeziefer treibt darin sein Wesen. Eine Bank, die sich um alle vier Wände zieht und zwei Zinggefäße für alle Bedürfnisse bilden die Möbel. Die Sträflinge, die sich außerordentlich gut betragen haben, dürfen manchmal zu zehn in einem besonderen Arrestlokal schlafen. Hier werden sie wie gewöhnlich an die Planken gekettet, aber der Raum ist luftig, und dies ist bei dem furchtbaren Klima der französischen Strafkolonie eine wahre Wohlthat für sie. Die gefährlichsten Sträflinge werden in eine Art halbunterirdischen Kerker ohne Ventilation gesperrt, dessen Fenster auf einen dunklen Korridor ohne Licht münden. Nach fünfjährigem Aufenthalt in diesen besonderen Kerker werden die Sträflinge gewöhnlich irrsinnig. Die Arbeit ist schwer, aber nicht übertrieben. Die Tortur besteht in dem schrecklichen Klima und in der Thatsache, daß die Sträflinge den unglaublich brutalen „Garde-chiourmes“ unterstehen, die sie niederschlagen können, fast ohne die Vorgelegten zu fragen. Vor einigen Jahren wurde ein Mann, der zwei Jahre in diesem entsetzlichen Kerker war und kaum gehen konnte, mit einem Trupp ausgesandt, Blöße ans Ufer zu tragen. Der Aufseher, ein Korke, war wüthend über den „Mangel an Willen“ und band den Sträfling an einen Baum, mit den Füßen in einem Rest weißer Ameisen. Diese giftigen Thiere fräßten er noch mit seiner Muskeln auf und ließ den Sträfling mehrere Stunden in der Sonne braten. Abends lagte der Unglückliche, als er in seine Zelle gebracht wurde, und seit jener Zeit ist er ein harmloser Irre. Der Kerker aber

wurde befördert. Von Zeit zu Zeit erheben sich Proteste in Frankreich, aber man sagt dann, daß die Leute, die Anklagen erheben, zurückgekehrte Sträflinge sind, auf deren Wort kein Verlaß ist. Dann erfolgt vielleicht in der Kammer eine Anfrage, und ein wenig gelebener offizieller Bericht des Justizministeriums erscheint. Bald darauf geräth dies furchtbare Bild menschlichen Elends wieder in Vergessenheit.

Wann soll man heirathen? In der illustrierten Fachzeitschrift für Dekorations-Malerei und verwandte Gewerbe „Die Mappe“ (Verlag von Georg D. W. Callwey in München) stoßen wir auf nachstehende Spruchweisheit:

Im Januare frei kein Weib
Denn dann gibts andern Zeitvertreib.
Im Februar ist's ist auch nicht gut,
Weil man ihn Hornung nennen thut.
Im Martio laß das Freien sein,
Sonst steigt der Mars zur Frau hinein!
Aprilis bringt der Narren Heer,
Und heirathst du, so gibst noch mehr!
Im Mai ist die Walpurgisnacht,
Da nimme dich vor der Frau in Acht!
Im Juni ist dann Peter und Paul,
Da wird gar bald die Wurzel faul.
Im Juli schwitzt man so genug,
Denn ziehe nicht am Händelsflug.
Wer im Auguste freien will,
Schickt seine Kinder in April.
September bringt Michaeli bei,
Dann schickt sich nicht die Freierei.
Oktober schafft uns neuen Wein,
Da hast du mehr zu thun, als frein!
Martini schafft die Gans herbei,
Wer heirath, hat dann deren zwei.
Schlacht im Dezember deine Sau,
Und is allein sie ohne Frau!

Der Regenschirm und der Charakter. Unser gewöhnlicher Regenschirm, dem die Amerikaner den Beinamen „homerschild“ gegeben haben, soll eine Erfindung des heiligen Swithin, Bischofs von Winchester, sein, dem aus irgend einem unbekannten Grunde die Sorge für das Wetter übertragen worden ist. Jedenfalls wird sein ursprünglicher „großer alter Regenschirm“ in Winchester aufbewahrt und jedes Jahr am Swinthinstage, dem 15. Juli, mit viel Gepränge und Pomp von den Mitgliedern des College herausgenommen. Das Zusammenrollen des Regenschirmes ist eine geheimnißvolle Kunst, die die Erziehung eines ganzen Lebens erfordert und mitunter auch auf verborgene Charaktereigenschaften schließen läßt. So wie man von der Cigarre auf den Charakter des Rauchers schließt, kann man auch aus der Art, wie Jemand seinen Regenschirm trägt, eine Charakteristike von ihm entnehmen und seine Lebensverhältnisse errathen. Galt z. B. ein Mann einen Regenschirm über den Kopf einer Dame so, daß er ihren Hut vor dem Regen schütz, während ein kleiner Strom langsam auf seinen Rücken rieselt, so kann man ziemlich sicher prophezeien, daß sie sein Liebchen ist. Wenn er dagegen seinen eigenen Hut trocken hält, und die Dame berieseln läßt, kann man tausend gegen eins wetten, daß sie seine Frau ist. Trägt ein Mann seinen Schirm horizontal unter dem Arm, so ist das gewöhnlich ein Zeichen, daß Jemand binnen Kurzem das Auge ausgestoßen wird. Wenn ein hinfeltnagelneuer Regenschirm mit einer Menge anderer in den Schirmständer eines Clubs gestellt wird, so ist das häufig ein Zeichen, daß er nahe daran ist den Besitzer zu wechseln. Es gibt noch viele andere Arten, um den Regenschirm als Anzeichen kommender Ereignisse oder von Charaktereigenschaften zu benutzen, aber man kann leider einen Menschen nicht stets nach seinem Regenschirm beurtheilen, da er ihm ja nicht immer gehört.

Staudesamt Frauenstein

Geboren: Am 6. April dem Maurer Jos. Edrich 2. hier e. T. Anna. — Am 25. April dem Linder Phil. Wagner hier e. S. Phil. — Am 27. April dem Maurer Anton Ott 2. hier e. S. Karl.
Getraut: Am 13. April der Maurer Wilh. Klepper 5. mit Josephine Elisabeth Wally heide hier. — Am 29. April der Winder Joh. Baptist Finger von Raienthal mit der Wittwe Josephine Kopp geb. Schneider von hier.
Gestorben: Am 8. April Anna Edrich, Tochter des Jos. Edrich 2. hier, 2 Tage alt. — Am 15. April Johann Albrecht, Sohn des Sattlers Johann Albrecht hier, 2 Monate alt. — Am 14. April der Bäcker Josef Edrich hier, 58 Jahre alt. — Am 30. April der Tagl. Michel Porzirtowski, 58 Jahre alt.

Der beste Sanitätswein ist der Apotheker Moser's rother goldener

Malaga-Trauben-Wein

chemisch untersucht und von hervorragenden Ärzten bestens empfohlen für schwächliche Kinder, Frauen, Reconvalescenten, alte Leute und kühler Deffertwein. Preis per 1/2 Orig. Fl. M. 2.20 per 1/2 Fl. M. 1.20. Zu haben nur in Apotheken in Wiesbaden Dr. Keim's Dispensar.

Badhaus „Zum goldenen Ross“ Goldgasse 7.

Elektrische Lichtbäder

in Verbindung mit Thermalbädern.

Erste darartige Anstalt Wiesbadens

ärztlich empfohlen

und mit sensationellen Erfolgen angewendet gegen Gicht, Rheumatismus, Ischias, Diabetes, Nerven-, Nieren- und Leberleiden, Asthma, Fettleibigkeit, Neuralgien, Hautkrankheiten etc.

Eigene starke Kochbrunnen-Quelle im Hause.

Thermal-Bäder à 60 Pf.

4806 Besitzer: Hugo Kupke.

Trauringe

in massiv Gold von 5 M. an.

Goldwaaren u. Uhren

durch Ersparniß hoher Ladenmiete zu äußerst billigen Preisen.

Fritz Lehmann, Juwelier,

1777

Langgasse 3, 1 Etage, kein Laden, Langgasse 3, 1 Etage.



Nr. 108.

Samstag, den 10. Mai 1902.

XVII. Jahrgang.

Kranke Seelen

Original-Roman von Karl Ed. Klopfer.

(83. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Gerhard stand auf und machte einen Gang durchs Zimmer, um seine innere Bewegung zu bekämpfen; er wollte nicht wieder die Thränen hervorbrechen lassen, wie sie ihm der herbe Verlust schon so reichlich entlockt hatte. Thea hätte ihm so gern liebe, mitleidvolle Worte gegeben, aber sie fand nicht die rechte Resonanz dafür in ihrem Innern. Was sie sich jetzt auch sagte, so eifrig sie sich auch vorhielt, daß die Baronin Cornelia ja stets bemüht gewesen war, ihr die kaum gekannte Mutter zu ersetzen — sie konnte einen gewissen todten Punkt in sich nicht überwinden. Und sie wußte genau, wann sich dieser todte Punkt in ihr festgesetzt hatte. An dem Tage, an welchem sie sich gesagt hatte: sie hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, Gerhard und mich zusammenzuführen, und wer weiß, ob sie ohne diesen Plan ebenso mütterlich zu mir gewesen wäre?

Ehe Gerhard wieder zu seiner schweigsamen Frau zurückkehrte, wurde durch ein Pochen an der Thür ihre Aufmerksamkeit erregt.

„Herein! — Was giebt's?“

Der Diener, der auf der Schwelle erschien, hätte sich in seiner Verlegenheit am liebsten wieder zurückgezogen, ohne seine Meldung erstattet zu haben.

„Pardon! Professor Willers glaubte, der Herr Baron hätten die gnädige Frau schon begrüßt.“

„Professor Willers ist hier?“ rief Thea überrascht.

„Er wird meiner Frau willkommen sein,“ fertigte Gerhard den Lakaien ab und wandte sich dann an die Fräulein. „Ja, richtig, das habe ich Dir noch nicht gesagt. Ich traf mit Willers unmittelbar vor unserem Thore zusammen; er ist ebenfalls erst heute von seiner Reise zurückgekehrt — wenige Stunden früher als ich, und sein erster Ausgang führte ihn zu uns, da man ihm daheim ja sofort von Papas überstandenen schlimmen Zufällen berichtet hat. Ich ließ ihn bei dem Rekonvaleszenten drüben; ich war nicht im Stande, ihm die begehrten ausführlichen Schilderungen von dem Tode meiner Mutter zu geben, so herzlich seine Theilnahme auch war.“

Willers erschien jetzt im Boudoir der Hausfrau, die ihm nicht ohne Befangenheit entgegenging. Ja, der gute Professor hatte sich wohl wundern dürfen, was sich während seiner Abwesenheit in den Häusern Kieselwetter und Dörland Alles begeben hatte.

„Ich begrüße Sie mit erschüttertem Herzen, gnädige Frau,“ sagte er, ihr warm die Hände drückend und mit seinem alten Forscherblick in die verweinten Augen sehend. „Mein Beileid! mein Beileid zu dem Verluste, den Sie erlitten! — Aber nun sagen Sie mir doch, ist es wahr, daß ich auch in Ihnen eine Patientin aufzusuchen habe?“

„Meine liebe Frau war ja natürlich sehr angegriffen von dem Unglück,“ antwortete Gerhard unverzüglich, als er Thea verwirrt sah, „aber zu einem ärztlichen Beistand ist gottlob kein Anlaß mehr vorhanden. — Nicht wahr, mein Schatz, Du fühlst Dich wohl?“

Willers richtete den Forscherblick jetzt auf den Baron, während Thea diesem beistimmte. Sein zärtlicher Ton gegenüber der Gattin schien ihm zu denken zu geben.

„Rein, Herr Baron,“ sagte er dann, „die gnädige Frau hat soeben Thränen verpossen, wie ich sehe, und ist erschöpfter, als sie uns gestehen will. Sie haben natürlich nicht umhin können, mit ihr die Einzelheiten des Trauerfalles zu besprechen. Aber das ist jetzt vom Uebel. Es war wirklich nothwendig, daß ich mich entschloß, diese Unterredung mit meinem Eintritt zu unterbrechen.“

Gerhard runzelte die Stirn. Er fand wahrscheinlich, daß sich der Arzt jetzt eine allzu souveräne Rolle anmaßte. Aber Willers ließ sich nicht beirren.

„Ich muß Sie wirklich bitten, Herr Baron, Ihrer Frau Gemahlin einige Ruhe zu gönnen. Wir haben es da mit stark alterirten Nerven zu thun.“

„Das heißt kurzweg — ich soll gehen.“

„Es wird Ihnen auch selber gut thun, Ihre Wunde nicht länger hier ausbluten zu lassen. Sie haben überdies eine ermüdende Reise hinter sich.“

„Schon gut, ich räume Ihnen das Feld, Sie Despot! — Auf Wiedersehen, Thea!“

Als Gerhard hinaus war, führte Willers die Frau in eine Fensternische, wo er ihr einen Fauteuil zurecht rückte.

„Jetzt bitte ich Sie, anädige Frau, mir den Grund Ihrer beängstigenden Verwandlung mitzuthemen, die nicht erst von dem Anfang jener Todesnachricht an datirt, denn die ist — wie ich höre — erst am Abend jenes Mittwochs eingetroffen, und Sie waren schon vorher — zweimal am selben Nachmittage — bei mir. Mein Diener fand Sie von besorgnißerregender Unruhe, besonders das zweite Mal, als Sie zu Fuß an meinem Hause vorstapften. Sie wollten ihm nicht sagen, was Sie zu mir geführt — und darum bin ich jetzt so rasch als möglich zu Ihnen gekommen.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Dienstwilligkeit, aber jetzt . . .“

„Komme ich schon zu spät, meinen Sie?“

„Ich habe mir — selber geholfen!“

„Geholfen, wirklich?“

„So gut es ging.“

„Dieser Seufzer läßt mich fürchten, daß es — schief ging . . .“

„Verehrter Freund!“

„Sie wollen sich mir nicht anvertrauen? Gut, sprechen wir von etwas Anderem — vom Wetter, von den Tagesneuigkeiten oder sonst über ein Thema! — Apropos, was mir da einfällt! Sie haben mir vor meiner Abreise flüchtig angedeutet, daß ich Ihnen bei meiner Rückkehr einen Dienst zu leisten im Stande wäre. Tausche ich mich, wenn ich mich zu erinnern glaube, daß die Sache einen gewissen Herrn von Thawalb betreffen sollte?“

Thea erröthete bis zu den Haarwurzeln, um gleich darauf um so tiefer zu erbleichen. Willers schien das nicht zu bemerken, und fuhr, als sie schwieg, in etwas wichtigerem Tone fort:

„Thawalb! Sollte das derselbe Herr sein, der Artillerieoffizier, mit dem sich gegenwärtig das Stadtgespräch so gelegentlich beschäftigt, daß ich schon in den ersten Stunden meiner Ankunft am Orte, die ganzen Einzelheiten eines

Aberans peinlichen Falles erfuhr, in welchem dieser Mann eine Hauptrolle spielte?"

Thea erhob sich, als wollte sie entfliehen. Dann sank sie wieder in den Stuhl zurück und drückte die gefalteten Hände an den Mund, sichtbar schwankend zwischen dem Verlangen nach einem erlösenden Rathe und der Scheu, mißverstanden zu werden. Willers kam ihr um ein neues Stück entgegen.

„Es muß sich doch wohl um ein und dieselbe Person handeln, denn man sagte mir, daß der Oberleutnant zu den intimsten Gästen Ihres Hauses gehörte und daß Sie, Frau Baronin, ihm wirklich eine Art von Protektion zugewendet hätten.“

„Sprechen Sie es aus!“ rief sie verzweifelt. „Was hat man Ihnen denn noch Alles gesagt von Emmerich Thawald — und mir?“

„Oh! Erwarten Sie etwa boshafte Verleumdungen zu vernehmen? Denen hätte ich keine Sekunde Gehör geschenkt. Daß Sie entsetzt darüber waren, daß sich Thawalbs Renkontre mit dem Grafen Hedern just in Ihrem Hause abgespielt und daß Sie am andern Tage zu ihm geschickt haben, um ihn zu einer genauen Darlegung des Treppenstandals zu sich zu berufen, das ist doch nicht mehr als natürlich; wie hätten Sie denn nicht den Versuch unternehmen sollen, die Sache nach Möglichkeit beizulegen!“

„Und das Duell ist ja auch wirklich vermieden worden?“

„Ja, durch den Umstand, leißt es, daß man dem Grafen, der der Erstbeleidigte gewesen sei — wegen seiner verstauchten Hand die Wahl der Pistolen zugebilligt habe. Weil nämlich bei Hederns bekannter Meisterschaft in der Führung dieser Waffe der Tod seines Gegners so gut wie verbrieft gewesen sei, habe sich Thawald noch rechtzeitig — auf die Vorsicht als den besseren Theil der Tapferkeit besonnen.“

„Jetzt wiederholen Sie aber doch eine Verleumdung, Herr Professor.“

„Gott bewahre nicht! Aber es steht doch fest — ich habe es direkt vom Stabsarzt — daß Thawald, nachdem schon alle Vereinbarungen zu dem Pistolenduell getroffen waren, plötzlich anderen Sinnes wurde und flugs seinen Abschied einreichte. Er ist noch am Spätabend vor dem Morgen, auf den der Zweikampf festgesetzt war, seinem Regimentschef in die Wohnung gefallen und hat ihm nebst der Erklärung, das Duell absolut zu verweigern, seinen Degen übergeben. Dem Oberst ist unter diesen Umständen nichts Anderes übrig geblieben, als ihn heimzuschicken — mit Hausarrest bis zu dem Tage, an welchem die Annahme seiner Quittirung herabgelangt sei. Man darf sie jede Stunde erwarten.“

(Fortsetzung folgt.)

Um das Lösegeld.

Räuberhumoreske von Franz v. Schenk.

(Nachdruck verboten.)

In größter Aufregung und augenscheinlich unter dem Eindrucke einer sehr unangenehmen Nachricht ging der junge Graf Hans von Adelshausen, der Erbe eines unserer größten Majorate, in seinem Zimmer auf und ab, als sein Bursenfreund Werner von Barden zu einem Morgenbesuche bei ihm erschien.

„Nanu, altes Haus? Was ist denn los? Zum Teufel! Du siehst ja ordentlich angegriffen aus?“

Graf Hans hielt in seinen Wanderungen inne, streckte seinem Freunde die Hand entgegen, berührte dessen Fingerspitzen und stieß dabei einen tiefen Seufzer aus.

„Bist Du unwohl, Kamerad, oder hat vielleicht die allerliebste Kleine aus den Musenhallen —?“

„Seh' Dich, bitte, Werner. Thatsache ist, daß ich ein Dummkopf gewesen bin.“

„Und wie hast Du das entdeckt?“

„Es wird Dir wohl bekannt sein, daß ich mich in der letzten Zeit ein bißchen viel mit dem „tollen“ Reissendorf und seinen Kameraden eingelassen habe. Schneidige Jungs sind es ja, aber ein wenig zu hitzköpfig. Und hol' mich der Teufel, wenn ich zu etwas, das sie vorschlagen, „nein“ sagen kann. Um es kurz zu machen, das Ende vom Liede ist, daß sie mich in zwei Nächten im Klub mit 60 000 Mark „angeschossen“ haben. Wenigstens belaufen sich auf so viel die Ehrenscheine, die sie von mir in Händen haben.“

„Du mußt aber verzeuflisches Pech gehabt haben!“

„Gestern war ich in unserem Familienneste. Ich habe mich meinem „alten Herrn“ offenbart und ihm hoch und

heilig versprochen, in meinem ganzen Leben keine Karte mehr anzurühren, wenn er mir nur noch das eine Mal aus der Schlinge helfen will.“

„Und er hat es Dir abgeschlagen?“

„Rundwegs. Er erinnerte mich, daß er schon bei verschiedenen früheren Gelegenheiten meine Schulden, die im Vergleich zu meinen Einnahmen allerdings nur unbedeutend waren, bezahlt habe und erklärte, seiner Ansicht nach wäre ein „Seu“ mit solch hohen Einsätzen ebenso dumm als schädlich; er könne und wolle mir auch nicht helfen. Als ich ihm nun vorhielt, daß es sich um Ehrenscheine handle, meinte er, es sei gleich unehrenhaft, Geld auf solche Weise zu verdienen oder es los zu werden. Das einzig Richtige sei seiner Ansicht nach, wenn ich aus dem Klub ausscheide, meine jetzigen Verbindungen abbrüche und mich ein Jahr lang auf Reisen begäbe. Zu diesem Zwecke wolle er mir 10 000 Mark zur Verfügung stellen. Sich die Welt ansehen und 200 Mark wöchentliches Einkommen! Lächerlich!“

„Und was hast Du ihm geantwortet?“

„Was konnte ich wohl darauf antworten? Mir bleibt keine Wahl. Ich bin fest entschlossen, Wucherern nicht in die Hände zu fallen, und so muß ich wohl oder übel die Herren bitten, sich so lange zu gedulden, bis ich meine Scheine eintösen kann.“

„Einen Vorschlag, alter Junge. Ich will Dich auf drei bis vier Monate begleiten. Wollen wir zusammen reisen?“

„Werner, Du bist ein Prachtkerl. Diese Woche noch wollen wir fort.“

Seit der Abreise des jungen Grafen von Adelshausen mochte ungefähr ein Vierteljahr vergangen sein. Während dieser Zeit schrieb er oft an seinen Vater, und in jedem Briefe gab er seinem Bedauern über das Borgesessene Ausdruck und wiederholte die besten Versprechungen für die Zukunft. Auf seiner Reise schien er sich sehr gut zu amüsieren. In seinen Briefen wurde er bei der Schilderung der schönen Gegenden, die er besucht hatte, ganz enthusiastisch, und auch von manch' interessanten Erlebnissen wußte er zu berichten. Plötzlich aber hörten seine Briefe ganz und gar auf.

Schon öfters hatte sich aber inzwischen der alte Graf gefragt, ob er nicht doch zu streng gegen seinen Sohn vorgegangen wäre. Er vergegenwärtigte sich, daß dieser ihm bisher doch zu keinem ernsthaften Vorwurf Anlaß gegeben hatte, daß er von untadelhaftem Charakter war und gegen alle unehrenhaften Zerstreungen einen tiefen Widerwillen empfand. Die unglückliche Affäre am Feu-Tisch im Klub war auch ganz gewiß nicht einer plötzlich ausgebrochenen Leidenschaft seines Sohnes zuzuschreiben, sondern wohl eher seinem Umgange mit den Angehörigen der reichen und vornehmen Jugend und dem allerdings recht fatalen Umstande, daß der junge Graf zu nichts „nein“ sagen konnte.

Als nun jetzt keine Nachrichten mehr von ihm eintrafen, wurde der alte Graf besorgt, und die beständigen Bitten der Gräfin fanden schließlich bei ihm ein geneigtes Ohr. Er war nunmehr entschlossen, sobald sein Sohn ihm seine Adresse mittheilen würde, ihm zu schreiben, daß er zurückkommen könne, da er ihm das Geld zur Einlösung der Ehrenscheine zur Verfügung stelle. Der nächste Brief, der endlich eintraf, enthielt zwar die ersehnte Adresse, traf aber dessen ungeachtet den alten Herrn wie ein Donnererschlag. Folgendermaßen lautete er:

„Hocherhabener Signor! Der Sohn Eurer Exzellenz hat uns der großen Ehre gewürdigt, auf einige Zeit mit unserer bescheidenen Gastfreundschaft vorlieb zu nehmen, und uns Ew. Hochgeboren Adresse mitgetheilt, damit wir Sie von seinem Wohlbefinden unterrichten können. Er möchte sich jetzt wieder von uns trennen, das wollen wir aber erst dann zugeben, wenn Ew. erhabene Exzellenz uns 100 000 Lire (gleich 80 000 Mark in deutschem Gelde) geschickt haben wird, damit wir für seinen Verlust Trost finden.“

Dann folgte eine Adresse, unter der einer Antwort auf dieses Schreiben entgegengesehen wurde, und der Schlußsatz besagte: „Jede Kenntnissgabe dieses Schreibens oder unseres Aufenthaltsortes an die Gensdarmen würde Ew. Exzellenz Sohn schwer zu büßen haben.“ Unterzeichnet war der Brief mit „Giuseppe.“

Giuseppe! Der gefürchtetste und blutdürstigste Räuberhauptmann der neueren Zeit, der in den Apenninen sein Unwesen trieb, von dessen verwegenen Thaten und Grausamkeiten so viel Schreckliches erzählt wurde, die Furcht aller reichen Reisenden im südlichen Italien, auf dessen Kopf seitens der Regierung ein sehr bedeutender Preis gesetzt war.

Die Gräfin Adelshausen bat ihren Gemahl flehentlich, doch sofort das Geld abzulassen.

„Sie werden meinen lieben Jungen noch ermorden, und Du — Du hast in den Tod geschickt.“

Ihre Töchter, die drei Komtessen Euphemia, Thekla und Käthe, stimmten in ihr inständiges Bitten mit ein, und von solch' inniger Liebe zu ihrem einzigen Bruder waren sie, daß sie sich zu dem großen Opfer bereit erklärten, während eines ganzen Jahres auf jedes neue Kleid und jeden neuen Hut zu verzichten, wenn sie damit auch ihrerseits zu dem Lösegelde für ihren Bruder beitragen könnten. Aber der alte Graf wollte sich nicht so leicht fangen lassen. Er glaubte, daß eine geringere Summe es auch thun würde, und war überzeugt, daß, solange die Unterhandlungen schwebten und Aussichten auf Zahlung eines Lösegeldes seien, seinem Sohne keine Gefahr drohen könnte. Er bot dem Räuberhauptmann also 50 000 Francs. Hierauf kam ein kurzer abschlägiger Bescheid, der von des jungen Grafen eigener Hand eine kleine Nachschrift enthielt:

„Lieber Papa, sei doch so gut und schicke das Geld gleich, denn weniger werden sie doch nicht nehmen.“

Aber dessenungeachtet machte Graf Adelshausen doch noch einen weiteren Versuch, den Betrag des Lösegeldes zu drücken, und er erhöhte jetzt sein Gebot auf 75 000 Francs.

Der Tag, an dem Giuseppe's Antwort fällig war, ging vorüber, ohne daß sie eintraf. Zwei schlaflose Nächte und zwei angstvolle Tage verbrachte der Graf mit den Seinigen, ehe endlich am Vormittag des dritten Tages mit der Post ein kleines Päckchen ankam, dessen Aufschrift sofort als von Giuseppe herrührend erkannt wurde. Mit zitternden Händen öffnete der Graf das Päckchen und fand darin des kühnen Räuberhauptmanns verblüffende Antwort. In einer mit Sägespähnen gefüllten Pappschachtel lag ein Menschenohr und auf dem Deckel der Schachtel war folgendes gekritzelt:

„Keinen Centesimo weniger als 100 000 Francs in Gold. Ein Theil von Euer Excellenz Sohn folgt gratis anbei, damit dieser selbst Euer Hochgeboren endgültige Entscheidung vernehmen mag.“

Die Erinnerung an diesen Schreckenstag blieb in dem Gedächtnisse des Grafen bis in sein hohes Alter unvergessen und kein Ereigniß in seinem ganzen Leben hatte so tiefen Eindruck auf ihn gemacht als die Vorfälle dieses Tages: Die wiederholten Ohnmachten, in die seine Frau fiel; die hysterischen Anfälle, die hintereinander seine drei Töchter bekamen; die harten Vorwürfe, daß man hätte glauben können, er selbst habe seinem Sohne das Ohr abgeschnitten, die er anhören mußte, wenn seine Frau und Töchter wieder zum Bewußtsein gekommen waren; sein eigenes Entsetzen, wenn er sich vorstellte, daß der zukünftige Erbe seines Namens und seiner Güter niemals im Stande sein würde, eine Ansicht von beiden Seiten zu hören; die Möglichkeit, daß die Räuber seinen Sohn schließlich noch ohne Lösegeld, aber nur nach und nach, stückweise freigeben würden und die Befürchtung, daß ihm vielleicht noch weitere und größere Qualen bevorstehen könnten, alles das setzte ihn später oft darüber in Verwirrung, daß er den Jammer dieses Tages habe überleben können, ohne darüber den Verstand zu verlieren. Aber der Höhepunkt des Schmerzes war erst dann erreicht, als die Gräfin Adelshausen mit ihren drei Töchtern, alle in tiefste Trauer gekleidet, sich im feierlichen Zuge unter den bereits hereinbrechenden Schatten der Dämmerung nach einem entlegeneren Theil des Parks begaben. Hier hatte der Gärtner bereits neben einem friedlich dahinschliefenden Bache und unter einem schattenspendenden Baume ein Grab gegraben. Unter heftig fließenden Thränenströmen und unter erneutem Jammergeschrei wurde sodann die Pappschachtel mit den Sägespähnen und ihrem kostbaren Inhalt der Erde übergeben. Bald wölbte sich ein Hügel über die geweihte Stätte.

Die Abendpost nahm bereits zwei Briefe des Grafen mit sich. Der eine war an die Räuber gerichtet und gab diesen von der Annahme ihrer Bedingungen Kenntniß; der andere war an einen Freund des Hauses gerichtet, der zufällig in einer großen süditalienischen Stadt, die der von Giuseppe aufgegebenen Adresse nahe lag, die Interessen des Deutschen Reiches als Konsul vertrat. Diesem Brief war eine Anweisung von 100 000 Francs auf Rom beigelegt, und er enthielt die dringende Bitte, der Konsul möchte sich doch sofort mit Giuseppe in Verbindung setzen und die Freigabe des Gefangenen bewirken.

Der Konsul kam diesem Wunsche unverzüglich nach, und in getreuer Befolgung der ihm von den Räubern erteilten Weisungen, die augenscheinlich alle Vorsichtsmaßregeln ge-

troffen hatten, um sich gegen eine Fasse zu schützen, begab er sich eines Abends ganz allein an die ihm näher bezeichnete Stelle, die an der Grenze eines großen Waldes lag. Bei sich führte er ein kleines Fäßchen, in dem 100 000 Francs, wohlgezählt, in funkelnden Napoleons'ors lagen. Er wurde von einem sonnenverbrannten, schwarzbärtigen, riesengroßen Kerl erwartet, der in seine malerische Landestracht gekleidet und mit einer Flinte, zwei Pistolen und einem langen Dolchmesser bewaffnet war. Er gab dem Konsul ein Zeichen, ihm zu folgen, ging aber nur wenige Schritte in den Wald hinein, blieb stehen und stieß dann einen leisen, langgedehnten, eigenthümlichen Pfiff aus.

Sofort ließ sich der Schall nahender Fußtritte vernehmen, und aus dem Dickicht trat der nunmehr befreite Gefangene hervor, aber ganz allein. Er stellte sich neben den Konsul und dieser überreichte dem Räuber dann das Geld. Nachdem der letztere sich von der Richtigkeit der Summe überzeugt hatte, machte er den beiden Herren eine Verbeugung, drehte sich um und verschwand, ohne daß er ein Wort gesprochen hatte. Der Konsul mit seinem ausgelösten Gefangenen konnte nun auch seines Weges ziehen.

Das Schloß zu Adelshausen strahlte in festlichem Lichterglanze, zu Ehren der Rückkehr des Sohnes des Hauses von seiner gefährvollen Italienfahrt. Die weiblichen Mitglieder hatten den Tag abwechselnd mit Lachen und Weinen vor Freude verbracht, und in größter Aufregung erwarteten sie jetzt die Rückkehr des Wagens vom Bahnhofe. Endlich hörte man einen Wagen sich dem Schloßportal nähern. Mutter und Schwester stürzten hinaus, eilten Runo entgegen, umhalsen und küßten ihn. Halb gezogen, halb getragen folgte er ihnen ins Schloß, und erst nachdem sie alle eine geraume Zeit mit Runo im Wohnzimmer zusammengesessen hatten, tauchte bei ihnen die Erinnerung an jene schreckensvollen Stunden auf, die ihnen der Inhalt der im Park begrabenen Pappschachtel verursacht hatte. Die Gräfin machte zuerst die Entdeckung:

„Aber Runo, Du hast ja noch beide Ohren.“

„Beide Ohren, liebe Mama? Habe ich die nicht immer gehabt?“

„Das eine haben wir doch hier begraben.“

Runo schien davon nichts zu wissen, und als man ihm die Geschichte erzählte, erklärte er der Wahrheit gemäß, daß er davon noch nichts gehört hatte. Auch mit dem Berichte über seine Erlebnisse bei den Räubern rief er allgemeine Enttäuschung hervor. Er wußte nichts zu sagen, außer daß es sehr langweilig war, so lange auf das Lösegeld warten zu müssen, und als man in den drang, doch etwas von dem Leben und den Thaten der Räuberbande zu erzählen, meinte er, außer dem Räuber, der ihn bewacht habe, habe er keinen andern zu sehen bekommen.

Wenige Tage nach seiner Rückkehr ins väterliche Schloß reiste er unter dem Vorwande, daß er sich neue Garderobe anfertigen lassen müsse, nach der Residenz, wobei es aber seine Eltern an Ermahnungen, seine alten Bekannten zu meiden und sich nicht wiederum verführen zu lassen, nicht fehlen ließen. Kaum war er in der Residenz angekommen, als er sich zu seinem Intimus Varden begab und diesen fragte:

„Sag' mal, Werner, was ist das für eine Geschichte mit dem Ohre und warum hast Du mir davon nichts gesagt?“

„Ich fürchtete, Du würdest damit nicht einverstanden sein, und da ich der Geschichte gern ein Ende machen wollte, so hatte ich den Prosektor des Hospitals zu — um freundliche Ueberlassung eines menschlichen Ohres gebeten.“

„Ich war nicht wenig überrascht, als man plötzlich zwei Ohren an mir entdeckte und dabei erzählte, eines derselben sei in unserem Schloßpark begraben worden. Wie steht's mit dem Gelde?“

„Ich habe den Kameraden erzählt, daß Du ein Darlehn aufgenommen und mich bevollmächtigt hast, Deine Verbindlichkeiten zu regeln. Hier hast Du Deine Ehrenscheine, die ich eingelöst habe, wofür ich 59 926 Mark zu zahlen hatte. Der Restbetrag von 20 074 Mark, wozu noch 786 Mark Kursdifferenz treten —“

„Bitte ich Dich auf Grund unserer Abmachung für Dich zu behalten, einmal als Entschädigung für Deine Bemühungen und dann auch, um dafür Dein ewiges Schweigen zu erkaufen.“

„Besten Dank, altes Haus. Ich werde so verschwiegen sein wie das Grab, aber das Eine muß ich Dir sagen, schwer fiel es mir doch, ruhig zu bleiben. Als wir den Konsul bei uns im Walde hatten. In meinem ganzen Leben hatte ich noch nie das Bedürfniß, so zu lachen, wie damals.“



Kaufen Sie Weidemann's russischen Brustthee, seit 1893 nach Weidemann's eigenem Verfahren präpariert. Besteht aus dem besten Mittel für Hals, Brust, Lunge etc. Vorräthig in Apotheken und Drogerien, die durch Schaufenster-Plakate kenntlich; man beachte unbedingt beim Einkauf des Thee's die nebenstehende Schutzmarke u. die auf den Plakaten abgebildete Originalpackung, da Weidemann's Packung, Schutzmarke, Literatur etc. nachgeahmt werden. Vorwerthlosen Nachahmungen des patentamtlich geschützten Weidemann's russischen Brustthee wird hiermit ausdrücklich gewarnt. Wo nicht erhältlich, direkt von G. Weidemann in Liebenburg. Eicht zu haben bei: A. Berling. 340/7

Herrn!
Zambacapseln
gefüllt mit Colof 0,05, dest. Sandelöl 0,2. Aerztl. warm empfohlen gegen Blasen- u. Harnleiden, Ausfluss u.s.w. Für den Magen absolut unschädlich, rasch und sicher wirkend. Vieltausendf. bewährt.
Dankschreiben aus allen Welttheilen geg. 20 Pfg. Porto vom alleinigen Fabrikanten.
Nur nicht in roten Packeten zu 3 Stk.



Diese Capseln sind nur echt mit dem Aufdruck „Zambacapseln“ und der Firma Apotheker **E. LAHR** in Würzburg. In WIESBADEN in der Taunus- u. Löwen-Apotheke. 849/34



Ich habe mich hier als **Specialarzt** für **Harn-, Stein- u. Blasenleiden** niedergelassen. 5785

Wiesbaden, kl. Burgstr. 1. **Dr. J. Baer.**
Fernsprecher 2788.
Sprechstunden: Vorm. 8—10 Uhr, nachm. 2½—4 Uhr.

Junge Schnittbohnen,
per 2 Bfd.-Dose 32 Pf., 100
empfiehlt
Ph. C. Ernst, Hellmundstr. 42.

„Hôtel Schwan“
mit altdeutscher Weinstube,
Liebfrauenplatz, MAINZ, Liebfrauenplatz.
Neu renovirt!
Pferdebahn nach allen Richtungen. — Gutes bürgerliches Haus
Seit März wieder im Selbstbetrieb.
4608 Hochachtungsvoll **Hch. Schaedler.**



Garten- und Balkon-
Tische, Stühle, Bänke
in grosser Auswahl

M. Frorath, Eisenhandlung,
Telefon 241. 5808 Kirchgasse 10.

Mombacher Spargeln,
täglich frisch, empfiehlt 5443
G. Becker,
Colonialwaaren und Delicatessen,
Telefon-Nr. 2558. Bismarckring 37.

Messer- und Nähmaschinen,
neue und gebrauchte, schon von 6 Mark an. Reparaturen schnell und billig. 3957
Ph. Krämer, Webergasse 3, Hof rechts.

Wörthstraße 1. Neu eröffnet! Wörthstraße 1.
Schuh-Reparatur- u. Maßgeschäft

empfiehlt
Herren-Sohlen und Fleck von Mk. 2.50,
Damen- " " " " " 2.—,
Kinder- " " " " " 1.—,
sowie alle Reparaturen werden unter Garantie guten Sitzes prompt und billig angefertigt und gutes Material zugesichert.

Achtungsvoll 5817
Strauch & Siefert, Schuhmacher.

la Fett-Flusskohlen-Bries
per 20 Ctr. Mk. 12,00M netto Cassé
empfiehlt

Aug. Külpp,
Telephon 867. Frankfurterstr. 8. 5849

Special-Geschäft
für
künstliche Blumen
Perlen
Bijouteriewaaren
(gegründet 1817).

Blumen-Arrangements nach modernstem Stile. Makart-bouquets, Spiegelranken durchsichtig präparierte Palmen, feinste Ost- und Ballblumen. Vasen und Jardinières werden auf das Geschmacksvolle gefüllt.
Brautkränze in Myrthen und Orangen.
Fächer in allen Preislagen.
Franz. Damenschmucksachen, wie Anhängeläschen, Gürtel, Gürtelschließen, Hutnadeln, Chateleins etc.
Elegantester Haarschmuck. 5709

L. Wagner
Wiesbaden Langgasse 23.
Mainz Quintinsstraße 6.

Kohlen.
Stücke, Ruhrnuss I, II, III,
Anthracit, Braunkohlen-Brikets

ferner
Holzfohlen, Lohfuchen, Holz
liedere nachweislich in bester Waare zu den am Platze billigsten Preisen, und lade Jeden ein, sich durch Probebezüge von der realen und aufmerksamen Bedienung zu überzeugen. Die vielen Nachbestellungen und Weiterempfehlungen der verehrl. Abnehmer sprechen am besten für die Solidität meines Geschäftes. 623

W. Thurmann jr.,
Wiesbaden, Wellritzstraße 19.
Telephon 546. (Bismarckring)

Bauchen Sie
El Conde No. 13 zu 5 Pfg.
und Sie bleiben auf jeden Fall Kunde. Bei 4656
R. Böttcher, Alte Colonnade 47,
Langgasse 32, Hotel Adler